

Leseprobe aus:

Leena Lehtolainen

Weiß wie die Unschuld

(S. 11 - 25)



Eins

Der Wind rüttelte an meinem kleinen Fiat und fegte Schnee auf die Windschutzscheibe. Der Dezember war ungewöhnlich düster. Schon um drei Uhr herrschte fast völlige Dunkelheit. Obwohl ich oft nach Nuksio fuhr, schien mir die Straße plötzlich fremd. Ich rief mir die Streckenbeschreibung ins Gedächtnis: Kurz hinter der Kurve am See rechts abbiegen, dann zweimal links. Das letzte Wegstück würde schmal und wahrscheinlich zugeschnitten sein. Zum Glück hatte ich eine Schneeschaufel im Kofferraum.

Wie sich bald herausstellte, brauchte ich sie nicht, denn jemand hatte den Weg zum Gutshaus Rosberga, das hell erleuchtet auf einem Hügel stand, freigeschaufelt. Die steile Auffahrt zum rosafarbenen Portal war sogar gestreut. Im Sommer sah Rosberga sicher bezaubernd aus, doch jetzt wirkten die Rosenbüsche, die sich an der Mauer entlangrankten, kahl und abweisend.

Das Tor war geschlossen, und das Schild, das daran hing, machte nicht gerade einen freundlichen Eindruck. Als das Kurszentrum Rosberga vor einigen Jahren gegründet wurde, hatte vor allem dieses Schild Aufsehen erregt. ZUTRITT FÜR MÄNNER VERBOTEN stand in nüchternen schwarzen Buchstaben darauf. Die katzen große Bärenskulptur auf dem Tor sah wesentlich freundlicher aus.

Elina Rosberg, die Gutsherrin, ließ keinen Mann ins Haus. Ihre Therapiegruppen und Selbstverteidigungskurse waren exklusiv für Frauen reserviert. Reparaturen ließ sie angeblich nur von Handwerkerinnen ausführen. Und als sie für ihren Kurs

«Geistige Selbstverteidigung» den Vortrag eines Polizisten einplante, lud sie natürlich eine Frau ein.

Die Polizeibehörde von Espoo, bei der ich angestellt war, hatte in den letzten Jahren besonderes Gewicht auf die Öffentlichkeitsarbeit gelegt. In den Schulen hatte man Quartettspiele verteilt, auf denen einzelne Mitarbeiter vorgestellt wurden, und auf den verschiedensten Veranstaltungen sprachen die Beamten bereitwillig über ihre Arbeit. Daher hatte kaum jemand gelacht, als Elina Rosberg eine Polizistin angefordert hatte, die einen Vortrag über speziell für Frauen relevante Verbrechen und über das Verhältnis zwischen Frauen und der Polizei halten sollte.

«Genau das Richtige für Kallio», hatte Pertti Ström während der Kaffeepause gewitzelt. «Wenn wir wollen, dass diese Emanzen auf die Polizei hören, schicken wir am besten eine von ihrer Sorte hin.»

«Schade, dass Männer keinen Zutritt haben. Sonst könnte ich dich als Demonstrationsobjekt mitnehmen: Hier sehen Sie ein chauvinistisches Polizistenschwein in Reinkultur», gab ich zurück.

«Pertsas ein Chauvi? Dabei hat er doch sogar seiner Frau erlaubt, arbeiten zu gehen. Was nicht ohne Folgen blieb», warf Palo ein und duckte sich unter den Tisch, um Pertsas Fausthieb zu entgehen, der nicht ganz so spaßhaft war, wie er schien. Ströms Scheidung lag schon einige Jahre zurück, doch sie war immer noch ein wunder Punkt.

Ich hatte mich darauf eingestellt, möglichst realistisch zu berichten, sowohl über die Arbeit einer Polizistin als auch über Frauen, die mit der Polizei in Berührung kamen. Das Problem war nur, dass ich nicht wusste, was für ein Publikum mich erwartete. In der Öffentlichkeit war Rosberga zur Festung der fanatischsten Feministinnen abgestempelt worden, umso mehr, da die Kurse zum Teil in Zusammenarbeit mit dem Frauenverband Union und der Organisation für sexuelle Gleichberechti-

gung, Seta, veranstaltet wurden. Als Mitglied beider Vereine wusste ich, dass ihnen sehr unterschiedliche Frauen angehörten. Wahrscheinlich würde ich meinen Berufsstand verteidigen müssen. Auf jeden Fall würde es anders zugehen als in den Rentner- und Hausfrauenclubs, in denen ich bisher aufgetreten war.

Man ließ mich auch deshalb gern die Behörde repräsentieren, weil ich dem traditionellen Polizistenbild so gar nicht entsprach. Erstens bin ich eine Frau und zweitens nur knapp über eins sechzig. Meine Wuschelhaare haben einen natürlichen Rotton, den ich oft künstlich verstärke. Ich habe eine Stupsnase und Sommersprossen, die zum Glück im Winter verschwinden. Mein Körper ist eine seltsame Mischung aus Kurven und Muskeln. Vermutlich habe ich es meinem runden Mund und meinem görenhaften Kleidungsstil zu verdanken, dass ich im Alkoholgeschäft immer noch den Ausweis vorzeigen muss, obwohl ich schon dreißig bin. Jetzt trug ich Jeans, ein Polohemd und ein maskulin geschnittenes Jackett. Ich hatte versucht, mich älter zu schminken. Am Tor war weder eine Klingel noch ein Klopfer zu sehen. Ich wollte gerade aussteigen, um mich irgendwie bemerkbar zu machen, als das Tor wie von selbst aufschwang. Ich fuhr auf den von kahlen Rosenbüschen gesäumten Innenhof. Das Klicken, mit dem das Tor ins Schloss fiel, klang irgendwie bedrohlich, obwohl Mauer und Tor ja gerade die von außen drohenden Gefahren abwehren sollten.

Die Wände des Gutshauses Rosberga waren ebenfalls rosenrot gestrichen und von Rosen berankt. Als das für Männer unzugängliche Kurszentrum gegründet wurde, war natürlich über das «Dornröschenschloss» gespottet worden. «Warten die Feministinnen auf den Kuss des Märchenprinzen?», hatte ein Boulevardblatt gehöhnt. Die Rosen hatte angeblich Elina Rosbergs Urgroßmutter gepflanzt.

Elina Rosberg stand in der weiß gerahmten Tür und begrüßte mich mit einem festen Händedruck. Sie war etwa zwanzig Zen-

timeter größer als ich, hatte breite Schultern und einen großen Busen, war aber im Übrigen schlank. Der Wind plusterte ihre kurzen blonden Haare auf, das seitlich fallende Licht hob ihre lange schmale Nase und die hohen Backenknochen hervor. Selbst in Jeans und zerschlissenem Lammfellmantel wirkte sie wie eine Gutsherrin. Ihre tiefe, sympathische Stimme klang wie die eines Menschen, der gern lacht.

«Möchtest du eine Tasse Tee, bevor du anfängst?», fragte sie. «Die Entspannungsübung ist noch nicht vorbei.»

Ich fragte sie, was für ein Publikum mich erwartete.

«Eine außergewöhnlich große Gruppe, rund zwanzig Frauen. Es ist ja unser erster Kurs über geistige Selbstverteidigung. Die Gruppe ist sehr diskussionsfreudig und oft kontrovers.»

Sie führte mich in eine geräumige Wohnküche. In der Ecke bullerte ein aus Ziegelsteinen gemauerter Backofen, auf der Ofenbank räkelte sich eine Katze.

«Aira, wärst du so lieb, Hauptmeister Kallio eine Tasse Tee einzuschenken? Ich sehe inzwischen im Saal nach, wie weit die Entspannungsübung gediehen ist.» Damit ging Elina Rosberg hinaus. Die Frau, die sie als Aira angeredet hatte, stand am Herd.

«Aira Rosberg», stellte sie sich vor. «Elinas Tante.»

Auch ohne diesen Zusatz hätte ich eine Verwandte in ihr vermutet, die Ähnlichkeit war nicht zu übersehen. Aira Rosberg musste über siebzig sein, doch sie war fast so groß wie ihre Nichte und hielt sich mindestens ebenso gerade. Sie hatte die gleiche lange schmale Nase und die gleichen hellblauen Augen. Nur die Haare sahen anders aus: Sie trug eine Helmfrisur in elegantem Stahlgrau.

Der Tee war heiß und schmeckte nach Johannisbeeren. Das Brot, das Aira Rosberg mir anbot, lehnte ich dankend ab. Ich setzte mich in einen Sessel in der Ecke und versuchte, meinen Vortrag zu rekapitulieren, sah aber unwillkürlich immer wieder zu der Frau mit der grau gestreiften Marimekko-Schürze hin,

die die Spülmaschine ausräumte. Welche Funktion hatte sie in Rosberga? War sie die Köchin? Sie arbeitete konzentriert und zügig, ohne sich weiter um mich zu kümmern, fragte nur einmal, ob ich noch Tee wolle.

Die Zeit schien mir länger, doch der Uhr nach waren erst sieben Minuten vergangen, als Elina Rosberg zurückkam.

«Wir sind bereit, wenn es dir recht ist.» Ich folgte ihr zurück in die Eingangshalle mit der breiten Treppe. Eine Flügeltür führte in einen Raum, der früher einmal der Festsaal gewesen sein musste. An den Wänden hingen kostbare Tapeten mit Rosenmuster, doch auf dem blank gewienerten Parkett standen keine Stilmöbel, sondern leicht gebaute Tische und Stühle, die sich bequem beiseite räumen ließen. Leider waren sie aufgestellt wie in einer Schulklasse. Elina zeigte mir das Rednerpult und den Overheadprojektor. Nachdem sie mich vorgestellt hatte, begann ich meinen Vortrag abzuspielen, zuerst ein wenig nervös, doch schon nach wenigen Minuten ganz locker und gelassen. Elina saß in der ersten Reihe und hörte aufmerksam zu, ihr hellblauer Pullover betonte die Farbe ihrer Augen. Sie hatte ihre langen Beine um die Stuhlbeine geschlungen, einer ihrer grauen Wollstrümpfe war nachlässig mit lila Garn gestopft. Nach einer Weile schlich sich Aira in die letzte Reihe. Sie hatte die Schürze abgelegt und wirkte eckig in ihrem grauen Flanellhemd und der dunkelblauen Hose. Die Frauen saßen still da und hörten zu, sie wirkten interessiert, eine schrieb sogar mit. Gerade so hatte ich mir die Teilnehmerinnen an einem Kurs für geistige Selbstverteidigung in Rosberga vorgestellt: durchschnittlich fünfunddreißig, leger gekleidet, mindestens die Hälfte mit rötlichen Haaren. Fast alle trugen Kalevala-Ohringe, zwei von ihnen dieselben wie ich, mit kleinen Mondgöttinnen als Anhängern. Wenn ich im Publikum gesessen hätte, wäre ich nicht aufgefallen, niemand hätte mit dem Finger auf mich zeigen und mich als Polizistin identifizieren können.

Zwei der Frauen stachen jedoch deutlich von den anderen ab. Die jüngere hatte extrem kurze, violett und schwarz gestreifte Haare und mehr Schminke im Gesicht als alle anderen Kurs- teilnehmerinnen zusammen. Während die anderen Frauen, offenbar wegen der Entspannungsübung, vorwiegend Trainings- anzüge anhatten, trug die mit den gestreiften Haaren ein schwarzes Minikleid, das ihr kaum über den Po reichte und sich über ihren Rundungen spannte, dazu eine schwarze Lederjacke und violette Stiefel mit Pfennigabsätzen. Trotz des Make-ups merkte man bei genauerem Hinsehen, dass sie kaum über zwanzig sein konnte. Sie starrte gelangweilt auf ihre langen, tiefvioletten Fingernägel und verzog unwillkürlich das Gesicht, sooft das Wort Polizei fiel.

Die zweite Frau, die sich von den anderen unterschied, wirkte abgezehrt, wie jemand, der sein Leben lang schwer gearbeitet hat. Ihre stumpfen blonden Haare waren zu einem festen Dutt aufgesteckt, die regengrauen Augen blickten in die Ferne. Ihr Alter war schwer zu bestimmen, in der omahaften braunen Strickjacke und dem braun karierten Kleid hätte jede Frau äl- tlich gewirkt. Ich hätte sie gern von nahem gesehen und ihre Stimme gehört. Sie saß reglos da, und es war, als stecke sie unter einer Glasglocke, die sie von den anderen isolierte. Die anderen Frauen lächelten über meine Geschichten, fassten sich gegenseitig am Arm, warfen sich Blicke zu, während die beiden Außenseiterinnen in ihrer ureigenen Einsamkeit hockten, der Streifenschopf laut und unruhig, der Dutt in beklemmender Lautlosigkeit.

Im Anschluss an meinen Vortrag konnten Fragen gestellt werden. Es überraschte mich nicht, dass die Zuhörerinnen über die zunehmende sexuelle Belästigung sprechen wollten, der sie überall in der Stadt ausgesetzt waren.

«Die Polizei sagt immer nur, Frauen sollten bei Dunkelheit nicht allein aus dem Haus gehen», entrüstete sich eine Rothaa-

rige in meinem Alter. «Ich will in Ruhe joggen können, und zwar dann, wenn es mir passt, nämlich abends, wenn mein Mann zu Hause ist und die Blagen im Bett liegen. Ich bin schließlich nicht die Kriminelle, warum soll ich mir also meinen Tagesablauf von irgendwelchen Scheißkerlen diktieren lassen?»

«Ich stimme dir voll zu, das dürfte nicht sein. Aber es ist besser, kein unnötiges Risiko einzugehen. Wo joggst du denn?» Ich kannte die Angst, die einen manchmal auf einer dunklen, einsamen Laufstrecke überfällt, wenn man auf jedes Knacken im Gebüsch horcht und sich fragt, ob irgendwo ein Mörder lauert. Eine der Frauen erzählte, wie sie einen Angreifer durch Bisse abgewehrt hatte, eine andere berichtete von ihrer Kollegin, die nicht mehr begrapscht wurde, seit sie auf einem Betriebsfest der Frau des Betreffenden gesagt hatte, was ihr Mann am Arbeitsplatz trieb. Ich merkte, dass ich zur Therapeutin wurde, bei der die Frauen ihre Erlebnisse abluden, und fühlte mich peinlich berührt. Schließlich war ich gekommen, um über meine Arbeit zu sprechen, und nicht, um Lebensregeln auszuteilen. Ich fühlte mich geradezu erleichtert, als eine der Frauen wütend erzählte, bei einem Verkehrsunfall hätte der Polizist automatisch sie für die Schuldige gehalten und mitfühlend gesagt: «Da wird Ihr Mann aber sauer sein, wenn er sieht, dass seine liebe Frau den Wagen zu Schrott gefahren hat.» Dabei hatte sie das Auto von ihrem eigenen Geld gekauft und sich konsequent geweigert, ihren rücksichtslos fahrenden Mann ans Steuer zu lassen. Dieses Muster kannte ich, diese Art weiblicher Solidarität, und ich musste lächeln, als mir bewusst wurde, wie Recht die Zeitungen hatten: In Rosberga wurden die Männer tatsächlich systematisch schlecht gemacht. Meine praktischen Ratschläge für den Umgang mit Polizisten wurden plötzlich unterbrochen. Die Gestreifte, die sich fast den ganzen Vortrag hindurch auf das Lackieren ihrer Nägel konzentriert hatte, sprang auf und rief:

«Ihr mit euren mickrigen Problemchen, ihr seid doch

bestusst! 'ne Delle im Blech, o weh, o weh! Braucht ihr dafür etwa geistige Selbstverteidigung, oder traut ihr euch nicht, über eure wahren Probleme zu reden? Na, was ist?»

Sie war nach vorn gekommen, ein schwerer Moschusduft umwaberte sie, und unter der dicken, zu hellen Puderschicht auf ihrer Stirn drangen kleine Schweißtropfen hervor.

«Ich bin in meinem Leben so oft vergewaltigt worden, dass ich's nicht mehr zählen kann. Inzest natürlich, und dann ein Haufen andere Kerle, meistens war ich so blau, dass ich vergessen hab, wie die Schweine aussahen. Aber an den Letzten erinnere ich mich. Ich bin eine von denen, die die meisten von euch verachten, ich sag immer, ich bin Sexarbeiterin. Aber keine Hure, ich schlaf nicht mit jedem, ich tanz nur für Geld. Ein Nachbar hat sich immer wieder meine Show angeguckt, und wie ich eines Abends Kartoffeln aus dem Keller geholt hab, ist er über mich hergefallen. Er meinte, weil ich nackt tanze, kann er mich einfach so flachlegen. Da hat er mich dann auf dem Betonboden gefickt, er fand das geil.»

Die mit dickem, schwarzem Lidstrich umrandeten, matten Augen starrten mich an, die gepiercten Nasenflügel flatterten wie bei einem gereizten Tier.

«Du hast ihn doch hoffentlich angezeigt?», fragte ich hilflos.

«Nee! Glaubst du etwa, die Bullen würden anders denken als mein Nachbar? Aber ich hab ihm geschrieben, ich hätte Aids», erwiderte sie wütend. «Ich hab's nicht», fügte sie rasch hinzu, als wäre der soziale Druck übermächtig, «außer wenn dieser Scheißkerl mich angesteckt hat.»

«Was erwartest du dir eigentlich von diesem Kurs, Milla?» Zu meiner Erleichterung mischte sich Elina Rosberg in das Gespräch ein, das mich einfach überforderte.

«Was ich erwarte? Du, das weiß ich echt nicht. Ich frag mich, was ich hier soll. Aber du», Milla wandte sich wieder an mich, «bist du 'ne feministische Polizistin oder was? Was hättest du zu

mir gesagt, wenn ich den Kerl angezeigt hätte? Hättest du mich ernst genommen?»

«Natürlich.»

«Du hättest mir keine feministische Moralpredigt gehalten, weil ich Stripperin bin?»

«In so einer Situation hält man keine Moralpredigten.» Mein Versuch, freundlich zu sein, verpuffte wirkungslos, ich spürte die Feindseligkeit, die Milla ausstrahlte, wie beißend kaltes Eis.

«Aber wer keine Anzeige erstattet, macht sich doch erst recht zum Opfer!», wetterte eine üppige Frau in der ersten Reihe, die eifrig mitgeschrieben hatte. «Durch dein Verhalten bestätigst du diesen Kerl und seinesgleichen ja nur in ihrer Auffassung, dass sie dich, und damit jede Frau, einfach missbrauchen können. Wann ist das passiert? Vielleicht kannst du jetzt noch Anzeige erstatten?»

«Keinen Bock», sagte Milla. «Und der Typ hat sich zum Glück seitdem nicht mehr blicken lassen.»

«Diese Inzestgeschichte ...», begann Elina mit der ruhigen, einfühlsamen Stimme eines Menschen, der daran gewöhnt ist, schmerzhaftes anzusprechen. «Gibt es in diesem Zusammenhang etwas, worüber du mit einer Polizistin sprechen möchtest? Ich halte es für sinnvoll, dass wir uns auf polizeiliche Fragen konzentrieren, solange Kriminalhauptmeister Kallio bei uns ist.»

«Ach was, alles längst verjährt», schnaubte Milla. «Über mich zu reden bringt nichts. Sprecht ihr ruhig über eure Autos oder über entlaufene Kätzchen. Ich geh eine rauchen.» Milla drehte sich um und stolzierte zur rosaroten Tür hinaus.

Elina Rosberg wirkte wie vor den Kopf geschlagen, ihr war momentan die Kontrolle entglitten. Sie sah abwechselnd die Kursteilnehmerinnen und mich an, als erwarte sie, dass eine von uns etwas sagte. Leicht gezwungen erklärte ich die Prozedur der Anzeigenerstattung, obwohl ich selbst verwirrt war, weniger

von Millas Verhalten als von Elinas Reaktion. Elina Rosberg war mir seit langem ein Begriff. Vor fünfzehn Jahren hatte sie als Psychologin für eine Jugendzeitschrift geschrieben, die meine Schwester abonniert hatte. Ich ging damals schon in die Oberstufe und fühlte mich über das Blatt erhaben. Nur Elinas Seite las ich regelmäßig, weil sie weder moralisierte noch die Probleme Jugendlicher beschönigte, sondern sachlich und bestimmt auf die Fragen der Leser antwortete. Elina war eine Art Vorbild für mich. Als ich mich an der Polizeischule bewarb, hatte ich gehofft, die zupackende, verständnisvolle Art, die ich an ihr bewunderte, in meinen Beruf einbringen zu können. Obwohl mir diese Illusion bald genommen wurde, war ich davon ausgegangen, dass Elina ihre Arbeit immer noch mit derselben Begeisterung tat wie damals mit knapp dreißig Jahren. Im Kurszentrum Rosberga konnte sie sich auf die Fälle konzentrieren, die sie besonders interessierten, auf Essstörungen und andere frauentypische psychische Symptome.

Es schienen keine Fragen mehr zu kommen. Ich wollte gerade meine Unterlagen einpacken, da stand plötzlich die Frau mit dem Dutt auf. Sie öffnete den Mund, machte ihn wieder zu und sah Elina Hilfe suchend an. Als Elina ihr zunickte, holte sie tief Luft:

«Kann man jemanden daran hindern, seine Kinder zu sehen?»

Ihre Stimme zitterte und brach wie ein zu laut gespieltes Instrument, ihr farbloses Gesicht rötete sich. Es schien eine gewaltige Anstrengung für sie, diese wenigen Worte auszusprechen.

«Worum geht es konkret? Ohne die Einzelheiten zu kennen, kann ich nichts Genaues sagen.»

Die Frau sah verschreckt aus und senkte den Kopf. Elina nahm ihr die Antwort ab:

«Johanna hat ihren Mann und die Kinder verlassen, sie will die Scheidung. Beide fordern das Sorgerecht für die Kinder,

aber Johannes Mann lässt es nicht zu, dass sie ihre Kinder besucht.»

«Dazu hat er kein Recht, wenn dir der Kontakt nicht per Gerichtsbeschluss verboten wurde.» Ich sah die Frau an, die bei dem Wort «Gerichtsbeschluss» zusammenzuckte. «Warum will dein Mann dich nicht zu den Kindern lassen?»

Diesmal antwortete sie selbst, fast trotzig, obwohl ihr die Stimme zu versagen drohte:

«Weil ich unser jüngstes Kind getötet habe.»

Es war, als hätten sich die Kursteilnehmerinnen schlagartig in kalte, starre Schneefrauen verwandelt. Nach einem kollektiven Stöhnen des Entsetzens wurde es mäuschenstill, aber alle hatten den Blick auf Johanna geheftet, deren Gesicht nun wieder grau geworden war. Auch ich starrte sie an, ihren gesenkten Kopf, das Kleid, das an ihrem ausgemergelten Körper schlotterte. Hatte sie im Gefängnis gesessen, sah sie deshalb so verhärtet aus?

Wieder unterbrach Elinas ruhige Stimme die Stille:

«Es handelt sich hier um eine kleine Begriffsverwirrung. Ich nehme an, keine der hier Anwesenden hält Abtreibung für Mord, umso weniger, als vermutlich weder Johanna noch das Kind die Geburt überlebt hätten. Johanna hat neun Kinder zur Welt gebracht und wäre schon bei der letzten Entbindung fast gestorben.»

«Hätten die Ärzte dich denn nicht sterilisieren können? Oder dir eine Spirale einsetzen?», rief die Frau, die Milla vorgeworfen hatte, sich mit der Opferrolle abzufinden.

«Unsere Gemeinde billigt das nicht. Empfängnisverhütung ist gegen Gottes Willen.» Johanna leierte die Phrase ausdruckslos herunter.

«Bist du katholisch?», hakte die andere Frau nach.

«Johanna gehört einer der orthodoxesten altlaestadianischen Gemeinden an», nahm ihr Elina die Antwort ab.

«Hat sie einen Rechtsanwalt?» Ich richtete meine Frage an Elina, obwohl es mich irritierte, dass wir über Johannas Kopf hinwegredeten, als wäre sie geistig minderbemittelt. Elina gab mir keine Antwort, sondern sagte mit fester Stimme:

«Wenn niemand mehr Fragen an Kriminalhauptmeisterin Kallio hat, ist es wohl an der Zeit, ihr zu danken und die Diskussion zu beenden.» Sie begann zu applaudieren, und die verduzteten Frauen taten es ihr nach. Während sie den Saal verließen, wandte sich Elina an mich.

«Wir erledigen dann gleich die Honorarfrage. Aber es wäre schön, wenn du vorher noch Zeit hättest, mit Johanna zu sprechen.»

Natürlich hatte ich dafür Zeit. Ich war geradezu versessen darauf, Johannas Geschichte zu hören. Während Elina die Tür zumachte, trat Johanna an meinen Tisch. Zum ersten Mal sah sie mir ins Gesicht. Die Beklemmung, die ich aus ihren grauen Augen las, war so stark, dass es mir schwer fiel, ihrem Blick standzuhalten.

«Wie alt sind deine Kinder?», fragte ich, weil mir nichts Gescheiteres einfiel. Ich fühlte mich der Situation nicht gewachsen. Wie hätte ich die Sehnsucht einer Mutter nach ihren Kindern nachempfinden können, wo ich mir kaum einzugestehen wagte, dass ich vielleicht doch Kinder haben wollte – aber frühestens in ein paar Jahren.

«Johannes, mein Ältester, ist vierzehn, und Maria, die Jüngste, ist anderthalb.» Ihre Stimme gewann Festigkeit, als sie von ihren Kindern sprach, mit diesem Thema war sie vertraut.

«Maria ... meine Namensschwester. Und der zweite Name meines Mannes ist Johannes», sagte ich mit verzweifelter Munterkeit, als könnte das Johannas Schmerz lindern. «Warum will dein Mann verhindern, dass du deine Kinder besuchst? Nur wegen der Abtreibung? Oder weil du ihn verlassen hast?»

«Das Wort des Mannes ist bei uns Gesetz, und Kinder sind

eine Gnade Gottes.» In ihrer Stimme lag kein Hohn. «Wenn ich bei der Niederkunft sterbe, ist es Gottes Wille.»

«Aber du hast ja schon neun Kinder, was ist das für ein Gott, der so etwas will!» Meine Berufsethik ließ mich im Stich, ich war außer mir vor Wut. Johanna wandte das Gesicht ab, und Elina trat rasch zu ihr, wie um sie zu schützen. Ich schämte mich. Würde ich denn nie lernen, mich zu beherrschen?

«Entschuldige bitte, wir wollen uns nicht über deinen Glauben streiten. Reden wir lieber über praktische Fragen. Verhindert dein Mann ganz konkret, dass du deine Kinder zu Gesicht bekommst?»

«Johanna lebt in einer kleinen nordostbottnischen Gemeinde, wo siebzig Prozent der Einwohner Laestadianer sind, einschließlich des Arztes und aller Polizisten, bis auf einen», erklärte Elina. Dann erzählte sie, dass die Kinder nicht mit der Mutter telefonieren durften und dass der Vater Johannes Briefe zuerst abgefangen und später dem Briefträger verboten hatte, sie zuzustellen. Als Johanna versuchte, ihre Kinder zu besuchen, hatte ihr Mann die Polizei gerufen, die sie kurzerhand aus der Ortschaft auswies. Obwohl ich gleich mehrmals bis zehn zählte, verspürte ich den Drang, gegen irgendetwas zu treten. Was für eine haarsträubende Geschichte! War so etwas im Finnland der neunziger Jahre überhaupt möglich? Laestadianer und Zeugen Jehovas hatte es in meiner Heimatstadt auch gegeben. Ihre Kinder durften in der Schule nicht an der Musikgymnastik teilnehmen, noch nicht einmal im Takt des Tamburins im Kreis gehen, und das Schulfernsehen war für sie auch verboten, aber sonst unterschieden sie sich kaum von anderen. Sicher, diese Leute hatten Unmengen von Kindern, doch ich hatte nie gehört, dass eine Frau bei der Entbindung gestorben wäre.

«Wenn du nicht aggressiv geworden bist, haben die Polizisten falsch gehandelt. Du solltest dich mit diesem einen Beamten in Verbindung setzen, der nicht zu eurer Gemeinde gehört. Und

natürlich mit der Provinzialpolizei. Name und Beruf deines Mannes?»

«Leevi Säntti. Prediger», antwortete Johanna. Auch das hörte sich so unglaublich an, dass ich beinahe lachen musste.

«Er hat also Einfluss im Ort?»

«Er ist der Laienprediger unserer Kirche.»

«Genauer gesagt, ein weithin bekannter Prediger», ergänzte Elina. Ich überlegte, was die beiden eigentlich von mir wollten. Wieder fragte ich nach einem Rechtsanwalt. Wie sich herausstellte, gab es auch in dieser Hinsicht Probleme. Der kommunale Rechtshelfer war ebenfalls Laestadianer, aber einen anderen Anwalt konnte Johanna nicht bezahlen.

Ich musste mir in Gedanken einen Tritt geben, damit ich nicht anfang, Versprechungen zu machen. Neben der polizeilichen Ausbildung hatte ich auch Jura studiert und nach dem Examen knapp ein Jahr in einer Anwaltskanzlei gearbeitet, die dann Konkurs machte. Ab und zu reizte es mich sehr, auch meinen zweiten Beruf auszuüben. Aber woher die Zeit nehmen, auf meinem Schreibtisch lag ohnehin Arbeit genug. Außerdem befürchtete ich, hier in einen Interessenkonflikt zu geraten, obgleich Johannas Wohnsitz weit entfernt lag.

Plötzlich fiel mir Leena ein, eine Kommilitonin, die ab und zu beim juristischen Auskunftsdienst der Frauenunion mitarbeitete. «Ich habe da eine Bekannte», sagte ich. «Die könnt ihr anrufen, sie hilft bestimmt. Und ich auch ... Ich frage bei der Provinzialpolizei nach, vielleicht kenne ich da jemanden. Hast du die Scheidung schon eingereicht?»

«Noch nicht», wisperte Johanna.

«Soweit ich es beurteilen kann, bist du weder psychisch krank noch alkoholsüchtig. Und ein anderer Mann ist auch nicht im Spiel, oder?» Johanna schüttelte entsetzt den Kopf. «Es ist kaum anzunehmen, dass das Gericht die Kinder deinem Mann zuspricht.» Ich wollte ihr Mut machen, obwohl ich wusste, dass die

Entscheidung weitgehend vom Richter abhing. In diesem Moment schlug mein Piepser Alarm.

«Tut mir Leid, ich muss telefonieren. Ich habe Bereitschaftsdienst.»

«Das nächste Telefon ist in der Küche. Aira kann inzwischen die Papiere fertig machen. Du hast vermutlich keine Zeit, zum Abendessen zu bleiben?»

«Es sieht nicht so aus. Aber haltet mich über Johannas Fall auf dem Laufenden», murmelte ich, während ich rasch Leenas Telefonnummer aufschrieb.

In der Küche war Aira mit dem Abendessen beschäftigt, dem Duft nach gab es Gemüseintopf mit Kräutern. Ich füllte die Honorarquittung aus und rief beim Dezernat an. Pertsu meldete sich. Mürrisch erklärte er, in Suvela habe eine Frau ihren Lebensgefährten erstochen, das falle in mein Ressort. Ich versprach, direkt hinzufahren.

Ohne mich von Elina und Johanna zu verabschieden, ging ich zu meinem Wagen. Hinter einem der gardinenlosen Fenster sah ich fröhlich schwatzende Frauen, die sich um einen langen, von Kerzen beleuchteten Tisch scharten. Elina setzte sich gerade hin, Aira trug Brotkörbe auf. Johanna war nicht zu sehen. Als ich den Motor anließ, ging die Haustür auf. Ich erkannte Millas violett gestreiften Schopf, dann fiel die Tür zu, und es wurde wieder dunkel. Nach einer Weile sah ich im Rückspiegel eine Zigarette aufglühen. Ich fuhr zum Tor, das wieder von selbst aufschwang und sich hinter mir lautlos schloss. Rosberga blieb hinter der Mauer zurück, weit weg vom Rest der Welt.